Nr. 29 Illustriertes Unterhaltungsblatt. 1911

Die Wirtin von Heiligenbronn.

Roman von Hermann Stegemann. (Fortsetzung.)

6

Was ist das? Ich höre Musik wie zu einer Serenade," sagte Mademoiselle und bewegte den Kopf aufgeregt hin und her. „Herr Markwalder spielt auf seiner Mandoline," entgegnete Therese und hob die Augen nicht von dem Buche.

Es war abends. Sie saßen hinter dem Badhäuslein auf einer vergessenen Bank in einem Dickicht von wilden Sträuchern und übten französische Unterhaltung. Irgendwoher klang das Zirpen einer Mandoline, irgendwo in der Höhe mochte es sein.

Fräulein von Reynière stand auf und drehte sich nach allen Seiten. Durch die Kronen der Bäume schimmerte die Gartenseite des Hotels, das von hier noch mehr einem alten Amtssitz glich, trotz der angebauten Terrasse. Wie ein vierschrötiges Bollwerk lag es im Grünen. Der Ziergarten verlor sich in einen wilden Baumgarten, in dem das Badhäuschen stand. Auf der anderen Seite lagen die Stallungen und dahinter stieg das Gelände dem großen Tannenwald zu, der bis auf Rufweite herandrängte.

„Hören Sie nur, wie ein Kavalier spielt der kleine Pastetenbäcker!"

„Ja, das kann er," erwiderte Therese. „Aber warum Pastetenbäcker?"

Da kicherte Mademoiselle.

„Oh, wie er noch jung war, ist er in der Lehre gewesen bei Dominik Armbruster, einen Winter, er wollte Pasteten backen lernen, aber es war nur so eine Idee. Tief ins Mehl ist er nicht geraten. Jetzt ist er ein ganzer Herr. Herr Markwalder Vater, wie er vor dreißig Jahren war, aber etwas von der Mutter darin. Finden Sie nicht auch Therese?"

„Ich habe keine Zeit, Herrn Niklas zu studieren." Herb und abweisend klang die Antwort.

„Ja, keine Zeit," klagte das Fräulein. „Heute ist es das erste Mal, daß wir wieder lernen in der Hochsaison. Sind Ihre Gäste alle mit zu dem Waldfest nach Heiligenruh?"

„Bis auf die Patienten, ja. Aber von denen haben wir nur wenige."

Klar und farblos, ein ungreifbares Lichtmeer ohne Glanz, spannte sich der Abendhimmel über den Bäumen, und das feine Gezweige verästelte sich zierlich auf dem lichten Hintergrund, und die Blumen zerflossen in Düften. Die Mandoline girrte sehnsüchtig, jetzt fuhren ein paar schrille abgebrochene Akkorde dazwischen, dann war es plötzlich still.

Sie saßen eine Weile ohne sich zu unterhalten. Auf einmal seufzte das alte Fräulein.

„Wie mich das erinnert an die schöne Zeit, als man noch Bank gehalten in Heiligenbronn."

Schritte — eine Gestalt — Mademoiselle stieß einen kleinen Schrei aus und flog wie ein Backfisch, der beim ersten Stelldichein den Mut verliert, in Theresens Arme.

Im Sommer. Nach dem Gemälde von V. P. Mohn.

„Wie haben Sie uns erschreckt, Niklas!" stammelte sie und schlug dann ein zitteriges Gelächter auf, das die Jugend vortäuschen sollte und das Alter verriet.

„Ich suche Fräulein Therese," entgegnete Niklas Markwalder, und Therese hörte wieder einen Vorwurf und einen Befehl aus seinem Ton heraus, und ihr Trotz grub sich tiefer.

„Ich komme sogleich, Herr Markwalder. Mademoiselle de la Reynière wird mich entschuldigen."

Im letzten, gelb glimmernden Zwielicht standen sie sich gegenüber.

Das alte Fräulein drehte das Köpfchen neugierig hin und her, und die Bindebänder ihres mürben Florentinerhutes raschelten. Aber ihre diskrete Art siegte über ihre Neugier, und ehe Therese sie unauffällig zurückhalten konnte, war sie dem Bereich ihrer Hände entschlüpft und eilte trippelnd und ihr Reifenkleid schwenkend, in das Dunkel hinein, das aus allen Büschen kroch und die Wege verschlang, während die Baumkronen noch im letzten Abendglast flimmerten.

Jetzt hatte sich Therese gefaßt. Langsam ging sie an dem Mann vorüber dem Hause zu.

Aber er holte sie ein und vertrat ihr den Weg.

„Wir arbeiten jetzt sechs Wochen nebeneinander, Fräulein Therese. Muß es da immer so zwischen uns bleiben, als hätt ich Ihnen Gott weiß was getan?"

„Sie mir, Herr Markwalder? Ich bin eine Angestellte, und wenn's mir nicht mehr will, so kündige ich. Oder sie kündigen mir. Sonst weiß ich nichts."

Er trat dicht vor sie hin. Sie sah ihm ins Gesicht und zwang sich, ihn fest und klar anzusehen. Er war größer als sie und hatte die breiten Schultern des Vaters. Aber die Stirn war freier und um die Augen und den Mund spielte etwas von der Mutter.

„Fräulein Therese, Sie wissen ganz genau, daß ich vom ersten Tage an Sie an dem Platz gelassen hab, wo Sie sich selbst hingestellt haben. Warum reden Sie jetzt so spitzig von der Angestellten?"

„Weil ich nichts anderes sein will, Herr Markwalder."

„Ich hab Sie auch nicht anders behandelt, Fräulein Therese."

„Gut, dann ist ja alles recht," stieß sie hervor. „Und jetzt bitt ich um den Weg."

Er wollte nach ihr greifen in der ersten Eingebung, da flammte mit seltsamem Zischen hoch über ihnen ein Licht auf.

Einen Augenblick sahen sie sich in die Augen, und da sie nicht Zeit gefunden hatten, ihr Inneres zu verbergen, so sah sie den verlangenden Ausdruck in seinem jugendlichen, ein wenig hochmütigen Gesicht und er das Beben ihrer Lippen und den leidenschaftlichen Strahl, der trotzig abwehrend aus ihren Augen schoß.

Aber schon erlosch der rötliche Schein der Rakete am langsam erblindeten Nachthimmel, und eine Kette bunter Leuchtkugeln zog lautlos über ihren Häuptern dem schwarzen Walde zu.

„Unsere Gäste werden gleich zurückkommen," sagte Therese nach einem Schweigen mit veränderter Stimme.

Da trat Niklas beiseite und gab ihr den Weg frei.

Sechs Wochen war er schon daheim und hatte mit einem sorglosen Macht- und Kraftgefühl das Regiment übernommen. Neben sich aber spürte er einen stilleren, stätigeren Willen und ein sicheres Walten im inneren Dienst, das er anfangs unterschätzte, bis er merkte, daß sein Regieren und Disponieren, seine Repräsentation und sein rasches Zufahren ohne diese ordnende und ausgleichende Tätigkeit Theresens die Ordnung der Dinge aufgelöst und den Betrieb stillgelegt hätte.

Der Vater versuchte ihm bei einer Flasche Wein das Mädchen weniger tüchtig und beachtenswert erscheinen zu lassen. Aber Niklas fragte spöttisch: „Sie hat wohl nicht wollen?" Da wurde Joseph Markwalder puterrot und begann zu prahlen: „Nicht wollen! Du willst mir am Ende mit deinen Erfahrungen imponieren! Ich war vorher in Cannes und in Wien. Ich war in Paris, in der lustigen Zeit noch. Und am Rhein. Ich weiß auch, was ich mir schuldig bin. Nicht wollen, lächerlich!"

Es war im Erkerstübchen gewesen, spät in der Nacht. Therese kam noch zu nachtschlafender Zeit und bat um das Fremdenbuch. Niklas gab es ihr. Als er zum Vater zurückkehrte, sagte er ruhig aber mit verhaltener Stimme, wie um eine Erregung nicht durchklingen zu lassen: „Das Mädchen gehört nicht in den Wein."

Da klopfte ihm Joseph Markwalder gönnerhaft aufs Knie und erwiderte mit einem breiten Lächeln: „Schon gut, schon gut, mein Junge, aber mach, daß du nicht hängen bleibst!"

So war ein Zwang in das Benehmen des Niklas und der Therese gekommen, und sie gingen an einander vorbei, als fürchtete Niklas von Theresen, die im stillen alle Fäden hielt, als ein Flausenmacher über die Achsel angesehen zu werden und als wäre Therese immer gerüstet, ihre Arbeit und ihre Pflichten gegen ihn zu verteidigen.

Wortkarg, höflich, aber in Mißverständnissen sich oft gegenseitig die Führung der Geschäfte erschwerend, taten sie ihre Arbeit. Und schon ermattete zuweilen sein Zufahren, während sie die Zügel straff hielt. Aber zwischen ihnen mottete es wie unterdrücktes Feuer, und an diesem Abend, als er in ihre verstohlene, stille Stunde trat, flog der erste Funke auf, und sie spürten, daß sie diesen Brand nicht mehr lange weglügen konnte. Sie wollten sich ausweichen, aber sie stießen sich aneinander, weil es sie zu einander zog.

Therese ging wie teilnahmslos durch das Leben, das immer heftiger anschwoll. Der Wirbel der Hochsaison tollte durch das Badhotel und brauste in Heiligenbronn. Und wenn es auch nur wenige hundert Kurgäste waren, die den Ort bevölkerten, so war doch im Hotel jedes Zimmer besetzt. Und auch in den kleineren und niederen Gasthöfen und in Privathäusern und verlorenen Bauernhöfen, bei dem Forstwart und dem Krämer, hausten Fremde, die die Luft genossen oder das Bad gebrauchten.

Teilnahmslos lag auch Frau Katharine in den Kissen. Es war, als wäre jede Feder in ihr zerbrochen, nachdem nun der Sohn da war. Nur um ihn kreisten die Gedanken der langsam auszehrenden Frau. Da sie nicht klagte, so war Joseph Markwalder längst von seinem Schrecken und seiner Sorge geheilt. Er hatte sich daran gewöhnt, daß sie dalag und fand es sogar recht bequem, nicht mehr unter ihrem Blick zu stehen.

Auch heute Abend ging Therese zu ihr. Die Lampe brannte, ein heller Schein fiel auf das Bett. Die erste Frage der Frau war nach ihrem Sohn, und dann bat sie auf einmal und lächelte verlegen bei dieser Bitte, Therese möchte doch einmal in Niklas Zimmer nachsehen, ob er keine Photographie aus Kreuznach mitgebracht und aufgestellt habe.

„Ich bin noch nie im Zimmer des Herrn Niklas gewesen," lehnte Therese diese Bitte entschieden ab.

„Ei, so tun Sie's jetzt. Sie sind doch auch für die Ordnung in *seinem* Zimmer verantwortlich," entgegnete Frau Katharine mit der plötzlichen Gereiztheit der Kranken.

Das war wieder der Hinweis auf das dienende Verhältnis, gegen den Therese so empfindlich geworden war.

„Frau Markwalder, wenn es denn so aufgefaßt wird von Ihnen, so darf ich erst recht nicht die Neugierige machen."

„Aber ich muß wissen, es ist Zeit, daß ich's erfahr. Ich kann nicht warten, bis es zu spät ist, und ich will ihm nicht vom Heiraten reden, eh ich nicht weiß, wie es steht mit der Tochter im Hotel Royal in Kreuznach, von der er im letzten Herbst so geschwärmt hat."

Aufgeregt fuhren die mageren Finger über die Decke. Therese stand am Fuße des Bettes, auf einmal überkam sie das Gefühl, als wehrte sie sich für etwas, das dieses Wehrens nicht wert war. Auf einen Schlag erfaßte sie der Gedanke, nun gerade in das Zimmer des Sohnes zu gehen und das Bild auf der Kommode zu finden, zu nehmen und der Mutter in die Hände zu legen. Und wenn er sie ertappte, wie sie das Bild im Rahmen an sich nahm, so war es recht so. Dann würde sie ihm sagen: ich bringe Ihrer Mutter das Bild, sie sehnt sich danach, Sie zu verheiraten, und ich finde, sie hat recht daran, denn ihre Zeit ist kurz und dem Hotel Krantz ist eine Frau nötig. Ich kündige auf den September.

„Ich hole Ihnen das Bild, Frau Markwalder," sagte Therese laut und ging.

Sie ging mit dem Wunsche, daß er ihr begegnen, daß er sie in seinem Zimmer treffen möchte. Sie war darauf gefaßt, sie wollte ihm beweisen, daß sie nichts von ihm kannte, als daß er der Sohn des Hauses und der Leiter des Geschäftes war, in dem sie sich ihres Willens, ihrer Kraft und ihrer Freude zu ordnen, zu befehlen und zu entwickeln bewußt geworden war.

Als sie am Glasabschluß vorüberschritt, erblickte sie ihn, und auch Niklas sah ihren Schatten vorbeigleiten.

So ging sie langsam durch die Korridore und wies unterwegs den Hausburschen an, die Läufer besser zu spannen, öffnete hie und da, wo sie wußte, daß die Gäste noch im Salon saßen oder im Park promenierten, eine Zimmertüre, ließ den Schein des erleuchteten Korridors hineinfallen, um sich zu überzeugen, daß der Zimmerdienst versehen war und kam an das Ende des Ganges, wo Niklas Markwalder das Eckzimmer an der Schattenseite bewohnte, das auf den Baumgarten hinaussah. Ein kleiner fünfeckiger Raum, der in das Erdgeschoß des alten Eckturms hineingebaut war und in dem die Sonne nicht Zeit fand, sich umzusehen.

Die Kühle legte sich feucht auf Theresens Wangen. Zum ersten Male kam ihr der Gedanke, daß hier ein ungesundes Wohnen sei und dann, daß der alte Amtshof einen Umbau nötig hätte. Therese hatte die Tür offen gelassen. Aber die Gasflamme tastete nur unsicher über die Schwelle und wagte sich kaum bis in die Mitte des Zimmers. Den Wänden nach verschwamm alles im Dunkel. Da strich Therese ein Zündholz an, das sie auf dem Nachttischchen gefunden hatte und hielt es über die Kerze. Ihr Gesicht hob sich klar und kräftig ab und rötete sich im Widerschein der hüpfenden Flamme. Auf ihren welligen Haaren, die tief im Nacken zu einem vollen Knoten geordnet waren, spielte ein bronzener Glanz. Rosig glühten die Hände, die sie schützend um das Hölzchen breitete, bis die Kerze ruhig brannte. Und so ist sie stehen geblieben, als vom Gang her gedämpfte Schritte tönten und eine Stimme fragte: „Therese, Sie hier?"

Nur ihre Lippen spannten sich, um sich dann wieder zu freieren Atemzügen zu lösen, und langsam wandte sie den Kopf und blickte ihn an. Er trat ein und schloß mit einer heftigen Bewegung die Tür.

Einen Augenblick sahen sie sich stumm an, und Therese fühlte das Herz dumpf und schmerzhaft schlagen und eine niegekannte schmelzende Müdigkeit in allen Gliedern.

Doch als er mit einem unsicheren Lächeln näher trat und unwillkürlich die Hände hob, als suchte er die ihren, da kam eine letzte Welle der Kraft über sie, und sie entgegnete:

„Ich soll Ihrer Mutter das Bild da bringen."

(Fortsetzung folgt.)

Die Seide und ihre Ersatzstoffe.

Von Paul Schmidt.

Zu den teuersten Rohmaterialien, die in der Textilindustrie verarbeitet werden, gehört die Seide. Sie ist kein regulär gesponnener Faden wie das Woll-, Baumwoll-, Jute- oder Leinengarn, sondern ein in Fadenform vorkommendes Naturprodukt, welches dem Tierreiche entstammt. Kein Gespinst kommt der Seide an Festigkeit, Elastizität, Feinheit, Glanz und krachendem Griff gleich; außerdem besitzt sie auch die Fähigkeit, die Farbe leicht aufzunehmen, gut festzuhalten und im herrlichen Glanze wieder von sich zu geben.

Aus alten Schriften wissen wir, daß die Seidenproduktion lange Zeit vor Beginn unserer Zeitrechnung in China und Japan bekannt war; woher im Jahre 555 einige Mönche Eier der Seidenraupe mit nach Europa brachten. Am Ende des sechsten Jahrhunderts finden wir bereits selbstproduzierte Seidenstoffe in Spanien und Frankreich. Das übrige Europa kultivierte die Seidenraupe erst später. In Preußen wurden z. B. unter Friedrich dem Großen Maulbeerbäume angepflanzt, die die Nahrung für die Seidenraupen liefern; da jedoch diese Raupen sehr gefräßig sind und der Maulbeerbaum in unserem gemäßigten Klima nur kurze Zeit frisches weiches Laub liefert, so ist die Züchtung nur auf Monate beschränkt und deshalb unproduktiv. Die Seidenraupe, der eigentliche Produzent des begehrten Rohstoffes, hat viel unter Krankheiten zu leiden: so unter Gelbsucht, Fettsucht, Starrsucht, Schlafsucht und der gefährlichsten, der Gattine. Dies ist eine Pilzwucherung im Blut- und Nahrungskanal des Tieres. Diese Krankheit trat zeitweise so stark auf, daß während man z. B. 1855 in einem Distrikt 30 Millionen Kokons erntete, man in demselben Distrikt im Krankheitsjahr 1856 nur 7½ Millionen Kokons gewann.

Wir kennen nach ihrer Herkunft zwei Sorten von Seide: die echte Seide (Maulbeerseide) und die wilde Seide (Tussahseide). Der Faden der echten Seide stammt von dem Maulbeerspinner, der der wilden meist vom Eichelspinner. Der Namen der Tiere sagt uns, wovon sie leben. Der Maulbeerspinner wird hauptsächlich in China, Japan, Ostindien, Kleinasien, Italien, Frankreich, Spanien und Ungarn gezüchtet; seine Seide ist weiß, gelblich oder grünlich. Der Faden ist sehr fein, glatt und gleichmäßig, sein Preis ist etwa doppelt so hoch wie der des Eichel- oder Tussahspinners. Letzterer lebt vornehmlich in China in der Mongolei, in Japan und Bengalen. Die Naturfarbe der wilden Seide ist bräunlich, der Faden bedeutend stärker, ungleich und rauh.

Am besten gedeiht die Seidenraupe in mäßig warmen, hügeligen Gegenden. In Frankreich werden die schönsten Seiden in den Cevennen und in einigen Strichen der Dauphine gewonnen. In Italien ist die in den Hügellandschaften Piemonts und die an den oberen italienischen Seen gewonnene Seide sehr geschätzt.

Die Zucht der Raupe beginnt im April mit dem Auslegen der Eier. Im Winter werden diese ziemlich kühl aufbewahrt. Die Raupe hat sich in 8 bis 10 Tagen in dem Ei entwickelt und schlüpft dann aus ihm aus. Während der vierwöchigen Zucht häutet sich die Raupe viermal. In dieser Zeit frißt das Tier beständig und bekommt alle zwei Stunden frisches Futter. Ein Satz von 35 000 Raupen frißt in den ersten 5 Tagen zusammen 1 Kilogramm Futter, in den letzten 5 Tagen 604 Kilogramm. Das gesamte Futter für diese Tiere während der dreißigtägigen Zuchtzeit beträgt 800 Kilogramm. Die Raupe ist am fünften Tage etwa 7 Millimeter lang, am 17. Tage etwa 27 Millimeter und am 30. Tage 75 bis 90 Millimeter. Die Eier werden zuerst auf Papier ausgebreitet; sobald sich die Raupe durch ihr Ausschlüpfen bemerkbar macht, beginnt die Fütterung. Der Reinlichkeit halber muß die Raupe alle 5 Stunden umgebettet werden, und zwar geschieht dies auf folgende Weise: während das erste Auslegepapier glatt war, ist das später zur Verwendung kommende siebartig durchlöchert. Man legt es auf das benutzte Papier, die Raupe kriecht durch die Löcher und findet so ein frisches Futter und ein reines Bett. Ungefähr am 30. Tage wird das Tier sehr unruhig und stellt das Fressen ein. Das ist ein Zeichen dafür, daß sich die Raupe verpuppen will. Zu diesem Zweck reicht man ihr Reisig, sie legt dann den Spinnfaden um die Zweige; hat sie genügend Halt gefunden, so spinnt sie sich in Form einer 8 ein. Diese Art der Einspinnung ist das Charakteristische an dem Prozesse. Wir wissen, daß sich ein Zwirn oder Bindfaden, der kreuzartig gespult ist, seltener verschlingt, als ein glatt gespulter Faden; würde die Raupe nicht den Faden in Form einer 8 legen, so wäre es sehr fraglich, ob es überhaupt möglich wäre, die Seide abzuhaspeln. Der Faden ist eine klebrige Masse und trocknet in kurzer Zeit an der Luft, um so langsamer aber, je weiter der Prozeß nach innen geht. Mithin verbindet sich das Innere, weil es nicht mehr an die Luft kommt, zu einer breiartigen Masse. Der Spinnfaden einer Raupe ist ungefähr 3000 bis 3500 Meter lang, doch sind nur 300 bis 900 Meter abhaspelbar. Das einförmige Gespinnst nennt man Kokon, es hat die Größe eines Taubeneies.

Die Spinnapparate des Tieres sind recht komplizierter Art: Die Raupe besitzt unterhalb des Darmkanals zwei große Seitendrüsen, ungefähr 25 Zentimeter lang, im Querschnitt rund, 2 bis 3 Millimeter breit, sehr dickwandig und vielfach hin und her gewunden. Die Wand ist dreiteilig: die innere Wand ist 1 Millimeter stark und mit 2½ Millimeter langen Drüsenzellen besetzt; auf jeder Seite der Wand sitzen deren 500, mithin insgesamt etwa 1000 Stück. Diese Drüsenzellen stehen mit einem Abflußkanal in Verbindung. Beim Spinnprozeß leert sich nun nicht eine Drüse nach der anderen, sondern die Entleerung geht abteilungsweise vor sich. Der rohe Seidenfaden ist doppelt und entsteht einzeln. Beide Drüsen führen ihre Fäden in einen gemeinschaftlichen mehrere Millimeter langen Kanal, welcher in den schnabeligen Vorsprung der Unterlippe mündet. Die beiden Fäden, welche aus den oben beschriebenen Drüsen erzeugt werden, nennt man die Fibrinfäden. Sie werden mittelst einer Leimmasse, Sericin genannt, überzogen. Dieses Sericin ist in einem zweiten Paare von lappigen Drüsen enthalten. Jede dieser Drüsen mündet in den oben beschriebenen Kanal. Bevor nun die beiden Fibrinfäden an die Luft gelangen, werden sie, jeder für sich, von dem Sericin umhüllt und kleben sofort zusammen. Der Querschnitt eines solchen Fadens hat also die Form einer ∞. Beim Beginnen des Spinnens wird der Faden von der Raupe ausgepreßt, später zieht er sich selbst. Dieser Verpuppungsprozeß dauert ungefähr 6 Tage. 500 Kokons wiegen im frischen Zustand etwa 1000 Gr., nach 2 Monaten nur noch 850 Gr. 1000 Gr. trockenen Kokons liefern 85 bis 90 Gr. reale Seide. (Schluß folgt.)

Trotz.

Wenn die schweren Stürme jagen
Ueber ein verwehtes Land,
Wurzelt trotzig sich die Eiche
Immer stärker in den Sand.

Gleiche ihr! Wenn Schicksalsschläge
Dich erschüttern bis ins Mark, —
Woll'n Dich Lebensstürme beugen,
Trotz' auch Du und werde stark.

ak. Rasquin.

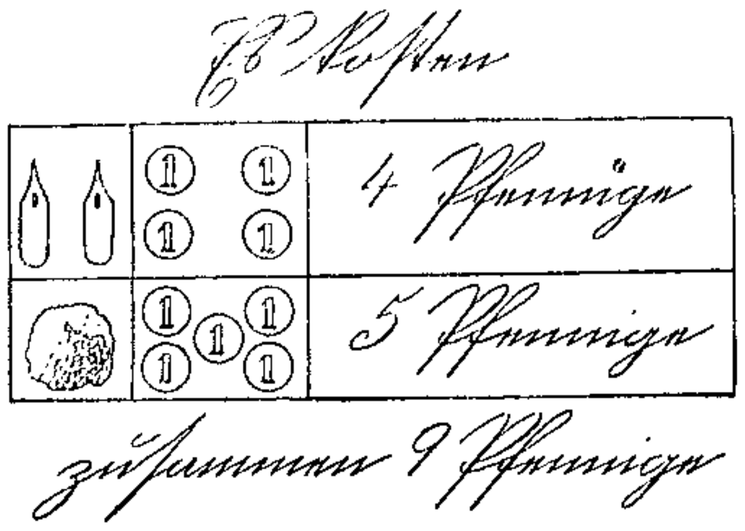
Fröhliches Rechnen.

Von F. Bremer.

Wir Großen sind nun wohl glücklich so weit, daß wir einigermaßen mit den vertrackten Zahlen fertig werden können. Was wir an Einnahmen addieren, an Ausgaben subtrahieren oder durch kunstgerechte Division auf die einzelnen Wochen verteilen, macht zwar dann und wann noch Kopfzerbrechen, pflegt aber doch mit größerem oder kleinerem Rest zu stimmen. Freilich geraten auch wir noch manchesmal damit in die Brüche.

Aber erst die Kleinen, die Anfänger der Lebens- und Rechenkunst! Jeder kennt das Klagelied, das tagtäglich im Hause aufs neue angestimmt wird: „Heute haben wir wieder so furchtbar viel zu rechnen auf, das kann ich nicht . . .“ „Ja, Otto, dann paß aber doch besser auf in der Schule,“ sagt die Mutter, „das mußt Du lernen. Ich hab's auch einmal lernen müssen. Und daß Du mir ja keine schlechten Nummern mit nach Hause bringst. . .“

Der Junge antwortet nichts — was sollte er auch wohl darauf sagen — und nimmt sich vor, der Mutter den Gefallen zu tun und brav aufzupassen. Aber in der Schule wurden wieder Kugeln an der Rechenmaschine geschoben und dazu gesagt 1+1=5, 2+3=5 und so fort. Un-



aufhörlich ging das, Stunde für Stunde, bis dann schließlich Ottos Gedanken spazieren oder — schlafen gingen und mit einem Male die Frage: „Otto, wieviel ist 5 2?“ an sein Ohr drang, die ihn zusammenschrecken und starr dasitzen ließ. „Aha, Otto, Du hast schon wieder geschlafen; wenn das wieder vorkommt, mußt Du in der Ecke stehen. Und, nimm Dich in Acht, hast Du morgen Fehler in der Hausarbeit, so mußt Du nachsitzen!“

Auf das Bitten und Betteln ihres Jungen läßt sich die Mutter dann herbei und sagt ihm die Lösungen vor.

Vielleicht fühlen die Eltern, daß ihr Verhalten ebenso verkehrt ist, wie die Lehrweise der Schule, aber was sollen sie tun? Sie sind ratlos, bekümmert: ihr Kind, sonst lebendig und geweckt, wird gleichgültig und verdrossen, sobald die Mahnung ertönt: die Rechenaufgaben! Die Schule droht mit Strafen und Sitzenbleiben. Ach, wenn sie doch ihren Lieblingen nur ein wenig helfen könnten!

Ich wüßte einen Weg. Es ist ein Versuch mit einem Bilderbuch, das heißt „Des Kindes erstes Rechenbuch“ und stammt von einem Bremer Schulreformer, A. Gerlach; die Zeichnungen, von denen Proben hier wiedergegeben sind, lieferte Th. Hermann. Eigentlich ist es ein Schulbuch, aber eins, das so einfach, so kindlich, so selbstverständlich ist, daß auch Eltern leicht werden nach diesem Büchlein unterrichten können.

Ich schlage das Buch auf und lasse ein paar solcher A-B-C-Schützen, die von der Schule als hoffnungslose Rechner aufgegeben sind, die Köpfe hineinstecken. Auf Seite 1 muß ich schon

* Verlag Quelle u. Meyer, Leipzig. Preis 70 Pf.

Halt machen. „Appelklauers!" heißt es gleich. „De sind übert Heck klettert und klaut Plummen! Kiek, de een schüttelt den Boom! Kiek, wo se daolfallt." „So?" unterbreche ich, „wieviele Jungen sind es denn? Zählt einmal?" „1, 2, 3, 4, 5 Jungen." „Und nun zählt auch einmal die Pflaumen, die gerade vom Baum fallen, und auch die, die auf der Erde liegen."

Hier ist das Zählen ein viel amüsanteres Ding, als das Zählen an den Kugeln der Rechenmaschine. Und die Verbindung mit der Rechenmaschine, die man mitbekommt und in die Tasche stecken kann: die Hand mit ihren Fingern, liegt ebenfalls in dem Bilde der ersten Seite. Es ist der bekannte Vers:

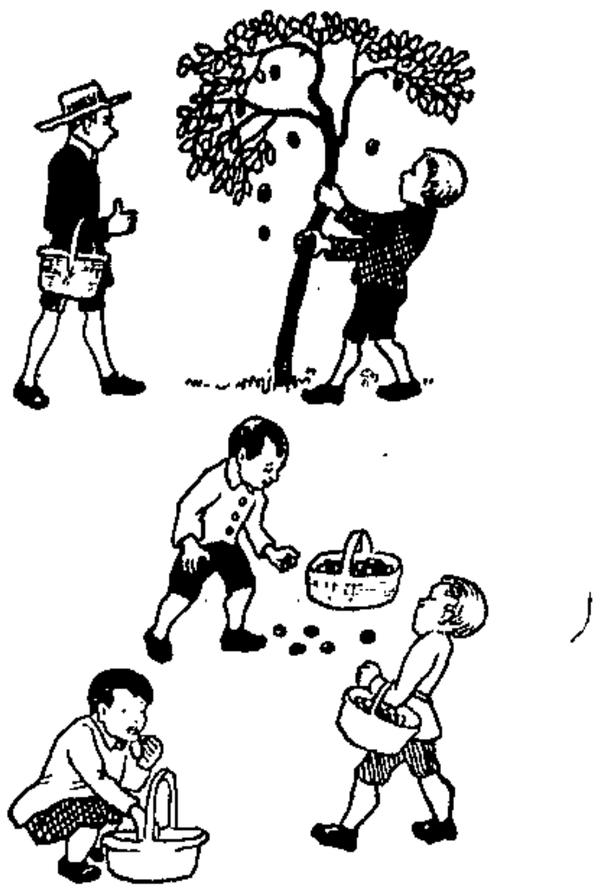
Das ist der Daumen,
der schüttelt die Pflaumen,
der liest sie auf,
der trägt sie hinein,
und der Kleine
ißt sie ganz alleine.

Das Zählen wird fortgesetzt. Wann aber kommt das Rechnen? Ich blättere weiter. Aha, es setzt ebenfalls mit Bildern ein, die jedesmal zwei Kinder im Zusammenspiel zeigen: ein Knabe, der auf einem Schlitten sitzt, ein anderer, der ihn zieht, zwei andere beim Schneemannmachen. Und nun: wer wohl Schneebälle zeichnen kann? Einen großen und einen kleinen, zwei große und zwei kleine. Und so gehts die Seiten hindurch: immer lustige Kinderbilder, die Spaß und Freude bereiten, und zugleich auch Dinge zum Zeichnen.

Bei dem kranken Kinde muß ich lange einhalten. Das weckt die Plauderlust. „Der mit dem Stock und der Buddel, das ist Heini Bindwams, der hat auch so gestreifte Bozen." „Ne, das ist der Doktor." „Die kleine Deern ist krank, sie hat zuviel Pflaumen gegessen." „Die Mutter sieht dabei." „So ne kleine Mutter — —!" Jetzt lasse ich „rechnen": Was steht auf dem Rezept? Dreimal täglich einen Löffel voll. Einen hat sie erst genommen; wieviel muß sie noch? Und schwitzen soll sie, drei Stunden lang! Zwei sind aber schon herum; wie lange noch?" Niemand merkt, daß hier Aufgaben mit der 3 gerechnet wurden, aber jeder kann sie lösen.

Zu einem anderen Bild erzählt der Verfasser selbst eine Geschichte: „Sieh, da waren zwei Knaben, Heini und Fritz, die sollten Brot holen! Auf der Straße treffen sie Hans. Der geht mit zum Bäcker. Heini fordert ein Brot für fünfzig Pfennige. Die Bäckerfrau sagt: Heini, das ist wohl Dein kleiner Bruder? Wie heißt der denn? — Fritz? — Hier Fritz, hast Du einen Kuchen. Sie gehen fort und Heini trägt das Brot. Unterwegs sagt Hans: Fritz, laß uns den Kuchen teilen! Aber Fritz will ihn mit nach Hause nehmen und der Mutter zeigen. Da sagt Heini: Fritz, das Brot ist so schwer, trag Du es einmal! Fritz meint darauf: „Ja, aber Du mußt meinen Kuchen so lange hinnehmen. Darfst aber nicht dabeigehen! Das verspricht Fritz. Aber auf dem Bilde tut er nun doch so, als ob er ein Stück abbeißen möchte. Wird er es tun?"

So geht's weiter im Buch. Der Jahrmarkt ist ein wahrer Roman. Geschichten über Geschichten schwatzen die kleinen Mäuler zusammen. Die kleinen Erlebnisse und Beobachtungen schnurren herunter wie ein Film im Kinematographentheater. Ich habe nur nötig, dann und wann die Zahlenvorstellung anzutippen, die gerade „dran" ist, und durch harmlose Fragen



12345 1.2.3.4.5

und Bemerkungen kleine Rechenaufgaben zu stellen. Denn in all den lustigen Bildchen steckt ja eigentlich nichts als die 5, und in der Gruppierung der Figuren sind die kleinen Rechensätze verborgen: 2+3, 4+1 usw. Aber wie vielseitig ist diese 5. Das sind nicht 5 Kugeln, nein, jede folgende Seite, sieben Seiten lang, zeigt neue Gesichter: Baden im Hause, bei der Obsthändlerin, Geburtstag, Heiße Knackwurst! Ringelreihen, große Wäsche, der Scherenschleifer,

bei den Großeltern, auf dem Schulweg, Schlittschuhlaufen u. a. m. Das ist also die 5, diese verhexte Linie, die in der Schule kein Mensch schreiben konnte!

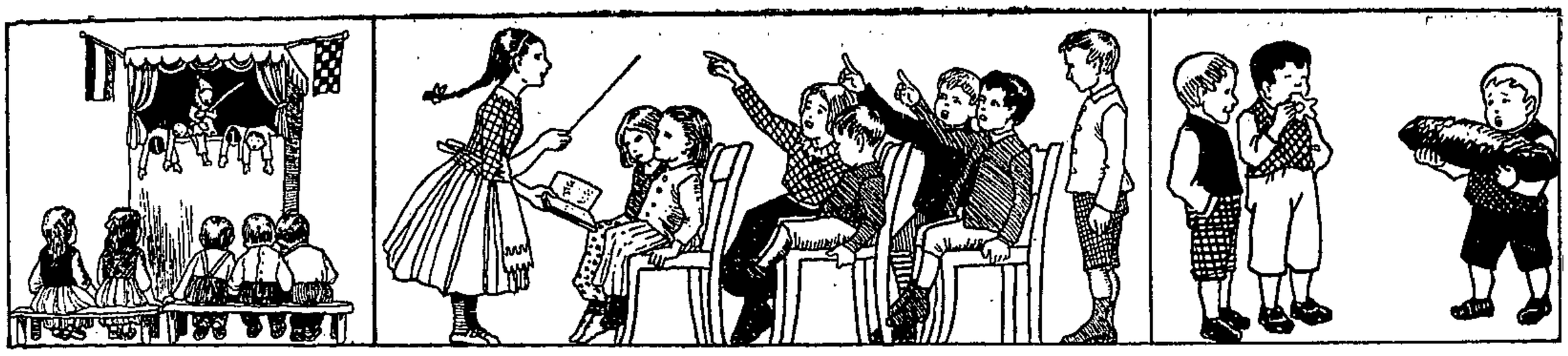
Jede Zahl, bis zur 10 hin, hat so viele Gesichter und Gestalten, daß das Interesse daran gar nicht totzukriegen ist. Wir sind bis zur 8 gekommen: Schulespielen. Das „Frollein" steht vor der Klasse und schwingt das Stöckchen. Natürlich ist das Rechenbuch in ihrer Hand. Eins von der alten Sorte ist es, mit den viereckigen, langweiligen „Rechenkästen". Sie fragt auch just so wie in Wirklichkeit: „5+3 . . .?" Im Scherz wird der ganze Drill nachgeahmt und im Scherz — Rechnen gelernt.

Für das Haus dürfte ein solcher Weg durchaus gangbar sein, wenn — nur die nötige Zeit aufzubringen wäre und die Schule mit ihrem Drill nicht fortwährend dagegen arbeitete. Ueberhaupt, wenn die Schule nur etwas weniger von den Anfängern verlangen wollte! Schon im ersten Jahre in den großen Zahlen herumzuwühlen, wie ein Kapitalist in den Banknoten! Und das von Kindern, die anfangs nicht bis drei zählen können! Es ist die reine Treibhauskultur! Was wunder, daß bald so und soviele abfallen, mutlos und verzweifelt beiseite stehen und nicht mehr mögen.

Sie könnten wohl. Sie können's ja zu Hause. Weil sie innerlich daran interessiert sind. Oft und gern wird die Rechenfibel hergenommen wie ein Bilderbuch, und mit Vergnügen geht's ans Rechnen, Aufgaben finden, Rechnungen schreiben. Die zahlreich vorgezeichneten Muster wecken Nacheiferung. Das ganze Haus wird durchstöbert nach Gebrauchsgegenständen, Spielsachen, Krämerwaren, die alle auf Rechnung gesetzt, gezeichnet, in Münzwert angegeben und dann addiert werden. Jeder weiße Papierfetzen muß herhalten. Die Malluft findet immer neue Objekte. Eine wahre Rechenwut entwickelt sich bei den Kleinen.

Ueberhaupt ist die Veränderung an den Kindern auffällig. Das Rechnen ist kein Schreckmittel mehr, sondern eine Freude. Es bedarf keiner äußeren Antriebe zur Arbeit. Die Anteilnahme steigert sich. Das Selbstvertrauen wächst. Und die ewigen Klagen von früher: „Das kann ich nicht" und „Das habe ich wieder vergessen" hören von selbst auf. Denn das Kind rechnet nur, was es wirklich kann, das heißt, was es wirklich finden kann. Und zum Selbst-Finden laden ja alle Dinge seiner Umgebung oder ihre Abbilder im Buche freundlichst ein. Selbsttätigkeit ist die schönste Errungenschaft durch das neue Lehrverfahren.

Warum werden Eltern im Hause — an der Hand eines solchen Buches — mit ihren Kindern, auch den schwachbegabten, leicht und gut fertig werden? Warum versagen alle Künste der Schule an ihnen? Weil die Eltern sich mit ihrem Kinde allein beschäftigen, während die Schulklassen voll und überfüllt sind! Das ist zweifellos richtig, aber erklärt doch nicht allzuviel. Wir alle wissen, daß die Schule von heute mit ihrem Ballast von Wissen die Schüler geradezu erdrückt, vom ersten Schultage an, und das Leben von zu Hause und draußen aus ihnen heraustreibt. Die Schule löscht wie mit einem kalten Wasserstrahl die bunten Lichter ihrer Erlebnisse und Freuden aus und streicht sie alle mit ihrer grauen, nüchternen Tünche an. Sie läßt zuviel lernen, zu wenig leben und erleben. Wir wissen auch, daß allenthalben Reformen an der Arbeit sind, um der Schule den Zusammenhang mit dem Leben wiederzugeben; wir wissen zu-



versichtlich, daß diesem Ideal der Arbeitsschule die Zukunft gehört. Freilich ist es noch ein langer Weg bis dahin. Denn in unserer Zeit hat noch die Arbeit etwas Entwürdigendes, Niederdrückendes, Versklavendes, etwas, das die Menschen in feindliche Klassen scheidet; sie ist mehr ein Fluch als ein Segen. Aber in späterer Zeit wird es umgekehrt sein. Dann werden tausend fleißige Kinderhände sich regen, um ihren Teil an dieser Arbeit zu tun, um sich körperlich und geistig daran zu bilden und zu entwickeln, um hineinzuwachsen in die Menschengesellschaft, welche die Arbeit, auch die des Kindes, geadelt hat.

Wenn ich nach diesen Gedankengängen auf unsere Rechenfibel zurückblicke, so finde ich: als Buch kann sie natürlich nicht die ganzen Schaffensmöglichkeiten der Arbeitsschule einfangen; aber es steckt so viel Anregung, so viel Ansporn zur Selbstbetätigung darin, daß sie wohl den Namen eines tüchtigen Arbeitsbuches verdient. Und vor allem ist sie ein wahres Kinderbuch. Verfasser und Zeichner haben aus wahrer Kinderliebe heraus geschaffen, so daß ich ihnen den Dank all der kleinen Leser und Rechner, die das Buch in die Hand nehmen werden, als besten Lohn wünsche.

Seegenossenschaften in alter Zeit.

Von Heinrich Laufenberg.

Die letzten Zeiten der römischen Republik hatten die Sklavenwirtschaft zur Großunternehmung entwickelt, in der Hand mancher Optimaten Sklavenheere von vielen Tausenden vereinigt. Der Bau von Kanälen und Aquädukten, Anlage und Unterhaltung von Häfen und Straßen, der Betrieb von Bergwerken und Waffenfabriken, vieles, was heute als Aufgabe des Staates gilt, wurde von jenen Riesenwirtschaften besorgt. Auch dem Handel und der Schiffahrt verliehen sie das völlig veränderte Gepräge des Großbetriebs und der Spekulation. Entfernt, nur mehr bloße Küstenschiffahrt zu sein, waren Hochseereisen im Mittelmeer, im Roten und Persischen Meer zur Regel geworden und selbst auf dem Atlantischen Ozean nicht selten. Gewaltige Getreideflotten führten Italien und später Byzanz das Brotkorn zu. Die ostafrikanische Handelsfahrt ging bis in den Indischen Ozean, nach Ceylon, ja bis nach Hinterindien und China. Ständig suchten Handelsschiffe die nordischen Küsten und Meere auf. Die seemännisch geschulten und durchweg den griechischen, phönizischen und afrikanischen Küstengebieten entnommene Bemannung gliederte sich nach mannigfachen Rangstufen. Fracht- und Passagierschiffe waren scharf geschieden, die Piraterei nahezu völlig verschwunden, an zahlreichen gefährdeten Stellen Leuchttürme errichtet. Als Binnenmeer der römischen Kulturmacht sah das Mittelmeer weit höhere Schiffsfrequenz und ungleich größeren Warenumsatz als z. B. der phönizischen, karthagischen, griechischen, hellenistischen Seestädte und Republiken.

Dem entsprach die hohe Entwickelung des römischen Seerechts, das deutlich bereits kapitalistische Züge aufwies. Die Rollen der Reeder, der Schiffer, der Mannschaft, der Befrachter, Agenten, Gläubiger waren streng gesondert und ihre Rechtssphären bestimmt gegeneinander umrissen. Mehr selbst denn im heutigen Recht wurden Schiff nebst Zubehör und Ladungsgüter als gesonderte Vermögensobjekte behandelt. Der Kapitän nahm eine Stellung ein ähnlich derjenigen, die das heutige Seerecht ihm zuweist; vor allem besaß er das alleinige und unbeschränkte Kommando über Mannschaft und Schiff, wie denn zumal das moderne Recht der großen Havarei die Grundzüge des römischen Rechts rezipiert hat. Gleich

In den Ferien. Nach einem Gemälde von H. Seeger.

dem pater familias, dem Haupt der Familie, das als Sachverwalter im Konkurse seiner Sklaven die Masse liquidiert, erscheint der Kapitän gewissermaßen als Liquidator der zwischen Schiffs- und Ladungsinteressen der verschiedensten Art bestehenden Gegensätze im Falle der Seegefahr. Ohne irgendwie an die Zustimmung der Mannschaft oder der etwa auf dem Schiff anwesenden Interessenten gebunden zu sein, schreitet er zur Vernichtung und Opferung der ganzen oder eines Teiles der Ladung und gegebenenfalls des Schiffes selbst. Die Interessenkonflikte der Gefahrsgemeinschaft, der das hellenisch-rhodische Seerecht den ersten grundsätzlichen Ausdruck gegeben hatte, wurden in dem Sinne gelöst, daß der Schiffer als Organ der Gesamtheit nach selbständigem Ermessen, jedoch auf eigene Verantwortlichkeit „die im Gesamtinteresse notwendigen Wertvernichtungen vornahm mit der Rechtswirkung, daß diese Wertvernichtungen mit ihren folgenden Schäden zu Lasten des als einheitliches Ersatzobjekt gedachten Gesamtgutes fielen". Ansprüche, die hieraus erwuchsen, erledigten sich im Wege der Kontraktsklage vor den zuständigen Gerichten.

Als dann das Römische Reich und mit ihm die antike Stadt zerfiel, unter den Verwüstungen der Völkerwanderung ein neues agrarisches Zeitalter heraufkam, Araber und Normannen auf dem Meer ihr Räuberwesen trieben, fielen Handel und Schiffahrt notwendig auf primitivere Formen zurück. „Kaufmannschatz" ist „ziemlich", „dy do geschicht . . . czu einer erlichen entlichen unn wirgklichen that als nemlichen zu enthaltunge seines hauszes unn seiner kinder unn hauszgesindes nach seinem stande . . ." Das Wesen der Kaufmannschaft sah man während des Mittelalters nicht im eigentlichen Gelderwerb als vielmehr in der technischen Arbeit; ganz im Gegensatz zum römischen Spekulanten und Großkaufmann stand der Kaufmann des Mittelalters neben Bauer und Handwerker als ein Mann, der für sich und andere durch körperliche Arbeit im Schweiße des Angesichts den Lebensunterhalt erwarb. Das gilt nicht nur für den Handel Deutschlands und des Norden — so teilten sich in die Gesamtwollausfuhr Englands von 33 300 Doppelzentnern am Ende des 13. Jahrhunderts 252 englische und 37 deutsche Händler; in der bedeutendsten süddeutschen Handelsstadt, in Augsburg, besaßen am Ende des 15. Jahrhunderts erst 70 Personen mehr als 6000, nur vier Personen mehr als 30 000 Gulden Vermögen: auch für den Handel der Mittelmeerländer traf jenes zu. In uns erhaltenen Notariatsverträgen aus dem zwölften Jahrhundert, die sich auf namhafte italienische Handelsplätze beziehen, wird der Betriebsfonds der Unternehmung angegeben; 50 solcher Verträge lauten über insgesamt 7490 Libre, der einzelne Vertrag mithin im Durchschnitt auf 150 Libre, das sind 1000 bis 1100 Mk. heutiger Währung. Die höchste Vertragssumme bilden 900 Libre, zwei Verträge beziehen sich auf mehr als je 400, zwei weitere auf mehr als je 300 Libre, der Rest bleibt unter dieser Summe, wiewohl es sich um Geschäfte mit fernen Ländern, unter anderem mit Alexandrien, Sizilien, Tunis, handelt. Noch im 16. Jahrhundert verlohnte es sich, daß der Faktor eines Großkaufmanns auf weite Entfernung nach Venedig reiste, um 16 Ballen Tuch einzukaufen.

Der Rückgang des Handels läßt in der Schiffahrt wiederum den genossenschaftlichen Betrieb überwiegen. Dies zeigt sich bereits deutlich im byzantinischen Reich, das in gewissem Sinne eine Mittelstellung einnimmt, mit einem Fuße noch auf dem Boden des klassischen Altertums steht und dessen Tradition zu erhalten trachtet, auf der anderen Seite jedoch und in starkem Maße die Neugestaltungen des Mittelalters vorbildet. Aus dem in der pseudorhodischen Seerechtssammlung niedergelegten Seerecht dieser Zeit ist zwar der vom Schiffer verschiedene Reeder noch nicht völlig verschwunden, doch stehen Reeder, Schiffer, Befrachter und Besatzung augenscheinlich in weit engerer Verbindung als zur Zeit des Pandektenrechts. Der Frachtkontrakt ist durch die „Sozietät", die gemeinsame Unternehmung von Reedern und Befrachtern, die große Spekulation durch die Commenda verdrängt, das im Sinne einer Handelsgesellschaft aufgefaßte und modifizierte Seedarlehn, das im späteren Mittelalter den gesamten Seehandel beherrscht; das Recht der großen Havarei aus der Kaiserzeit ist ersetzt durch eine ziemlich allgemeine Schädengemeinschaft zwischen Schiff und Ladung, wobei Schiff und Kostbarkeiten nur mit einem Wertteile kontribuieren, eine Bestimmung, die im romantischen Seerecht bis auf die Gegenwart fortdauert. Muß, um den Gefahren des Sturmes oder den Nachstellungen von Freibeutern zu entgehen, Ladung über Bord geworfen werden, so befragt der Schiffer die Befrachter, die die Reise mitmachen, und faßt mit ihnen gemeinsamen Beschluß. Bringt er das Schiff an einen wegen Raub oder Piraterei verdächtigen Ort, wiewohl die Passagiere ihn von der Gefahr unterrichten, dann haftet er den letzteren für den vollen Schaden; bringen aber die Befrachter das Fahrzeug an einen solchen Ort trotz Abmahnung des Schiffers, so stehen jene für diesen ein. Die Einwirkung von Befrachtern und Passagieren auf die Direktion des Schiffes ist wesentlich gestiegen. Die Heuer der Besatzung geschieht in Jahreslohn, in festem Reiselohn oder im Anteil an der Fracht, die in eine bestimmte Anzahl von Teilen zerlegt wird, von denen der Kapitän zwei, Steuermann, Schiffszimmermann und andere je anderthalben, der Koch einen halben, die Matrosen je einen erhalten. In manchem kommt diese Form des Heuervertrags wieder mit der hellenisch-rhodischen „Vereinigung", der „Koinonia" überein, die in der Küstenschiffahrt, überhaupt im Kleinschiffahrtsgewerbe, sich auch während der Kaiserzeit in nicht geringem Maße erhalten hat.

(Schluß folgt.)

Weil die Frau es so wollte.

Erzählung von Thomas Hardy.

(Schluß.)

Das Aufleuchten befriedigter Geldgier auf ihrem Gesicht hielt nicht lange vor. „Es ist eine Masse Gold," sagte sie. „Und — ist das alles?"

„Alles? Weißt Du, daß Du in dem Haufen da bis dreihundert zählen kannst? Es ist ein Vermögen!"

„Ja, ja. Ein Vermögen — auf der See. Aber auf dem Lande . . ."

Indessen ließ sie für einen Augenblick das Rechnen sein. Die Jungen kamen nach Hause und begrüßten ihrerseits den Vater. Als die Eheleute jedoch einige Tage später über die Anlage des Geldes berieten, sagte er, sie scheine ihm nicht zufrieden zu sein, wie er gehofft habe.

„Ja, siehst Du, Schadrach," erwiderte die Frau, „wir zählen nach Hunderten, die da drüben aber nach Tausenden. Sie haben sich, während Du fort warst, einen Wagen mit zwei Pferden angeschafft."

„Ei, wirklich?"

„Mein lieber Schadrach, Du weißt nicht, wie es in der Welt zugeht. Indessen, wir wollen trachten, das Geld so gut wie möglich anzuwenden. Aber sie sind reich und wir sind noch immer arm!"

Der größere Teil des Jahres verging, ohne daß sie neues unternahmen. Die Frau ging niedergeschlagen in Haus und Laden umher, und die Söhne arbeiteten nach wie vor im und beim Hafen.

„Johanna," sagte Jolliffe eines Tages, „ich sehe es an Deiner Art, daß wir noch nicht genug haben."

„Wir haben noch nicht genug," versetzte sie. „Meine Söhne werden davon leben müssen, daß sie die Schiffe steuern, die den Lesters gehören; und ich stand einst über ihr!"

Jolliffe war kein Dialektiker, und er sagte nur vor sich hin, er denke, er werde wohl noch eine Fahrt machen. Er ging einige Tage nachdenklich umher und sagte dann, als er eines Nachmittags vom Hafen heimkehrte, plötzlich: „Ich könnte es zuwege bringen, glaube ich, Johanna, in einer Fahrt, — wenn — wenn —"

„Was zuwege bringen, Schadrach?"

„Daß Du nach Tausenden zählen könntest, anstatt nach Hunderten."

„Wenn — sagst Du?"

„Wenn ich die Jungen mitnehmen könnte."

Sie wurde bleich.

„Sag das nicht, Schadrach!" versetzte sie. „Warum?"

„Ich will nichts davon hören. Die See ist gefährlich. Ich will, daß sie etwas Vornehmes werden und nicht sich in Gefahr begeben. Ich kann sie nicht ihr Leben auf dem Meere wagen lassen. Nein, niemals, niemals!"

„Gut, gut, mein Kind, dann lassen wir's."

Am nächsten Tage fragte sie ihn, nach einem Stillschweigen: „Wenn die Jungen mit Dir gingen, so würde das wohl für den Gewinn einen großen Unterschied machen?"

„Er würde dreimal so groß sein, als wenn ich allein ginge. Unter meinen Augen würden sie soviel wert sein, wie noch zweimal ich selbst."

Wieder nach einem Stillschweigen sagte sie: „Erklär' mir das einmal."

„Siehst Du, die Jungen sind so tüchtige Kerle, daß sie schon jetzt fast soviel leisten können wie vollkommene Seeleute. Es gibt in der ganzen Nordsee kaum eine vertrackteres Stelle als die Sandbänke hier beim Hafen, und hier haben sie von Kindheit auf gelernt. Und dann sind sie so ruhig und überlegt. Mit ihrer Ruhe und ihrer Zuverlässigkeit können sie mir mehr leisten, als ein halbes Dutzend Leute, die zweimal so alt wären wie sie."

„Und ist es sehr gefährlich? Man hört auch, daß es Krieg geben soll?"

„Ja, ein gewisses Wagnis ist immer dabei. Dennoch . . ."

Der Gedanke setzte sich fest und wuchs, und das Herz der Mutter wurde davon bedrängt und gemartert. Emily war nun schon zu gönnerhaft geworden; es war nicht mehr zu ertragen! Johanna konnte sich nicht enthalten, ihrem Mann immer wieder mit ihrer Armut in den Ohren zu liegen. Die beiden jungen Leute, die gutmütiger Natur waren, wie ihr Vater, waren gern bereit, die Fahrt mitzumachen. Und obzwar sie, gleich ihrem Vater, keine große Liebe für die See hatten, wurden sie doch ganz begeistert, als ihnen das Projekt in seinen Einzelheiten dargelegt worden war.

Alles hing nun von der Zustimmung der Mutter ab. Sie zögerte lange damit. Endlich fiel die Entscheidung: die Söhne sollten den Vater begleiten. Schadrach ging ungewöhnlich frohen Mutes an die Sache.

Alles, was die Jolliffes besaßen, wurde in das Unternehmen gesteckt. Die Vorräte des Ladens wurden auf das geringste Maß reduziert, mit dem Johanna ihr Leben während der Abwesenheit der Männer erhalten konnte, die die übliche „Neufundlandfrist" dauern sollte. Wie Johanna die traurige Zeit überstehen würde, wußte sie selbst kaum; denn bisher hatte sie die Söhne zur Seite gehabt. Aber sie beschloß, ihre ganze Kraft zusammenzunehmen.

Das Schiff wurde mit fertigen Kleidern, Schuhen und Stiefeln, Fischereigeräten, Butter, Käse, Schiffstauen, Segeltuch und vielen anderen Waren befrachtet und sollte Oel, Felle, Häute, Fische, Preißelbeeren und was sich sonst Vorteilhaftes bot, mit heimbringen. Auf der Hin- und auf der Rückreise sollten sie überdies einige Häfen anlaufen und dort noch manchen gewinnbringenden Handel abschließen. — —

Die Brigg segelte an einem Montagmorgen im Frühjahr ab; Johanna war aber nicht Zeuge ihrer Abfahrt. Sie hätte den Anblick dessen nicht ertragen können, was sie selbst herbeigeführt hatte. Da ihr Mann dies wußte, sagte er ihr am Abend vorher, daß sie am nächsten Tag gegen Mittag segeln würden; als sie daher gegen fünf Uhr morgens erwachte und die Schritte der Hinabgehenden hörte, eilte sie nicht, aufzustehen, sondern lag noch eine Weile und rang nach Kraft und Mut für die Stunde des Abschiedes. Sie dachte nicht anders, als daß sie gegen neun Uhr das Haus verlassen würden, wie ihr Mann bei seiner letzten Fahrt getan hatte. Als sie dann hinabkam, sah sie auf der schiefen Platte des Schreibpultes mit Kreide geschriebene Worte, aber weder Mann noch Söhne. In den hastig hingeworfenen Zeilen schrieb ihr Schadrach, sie wären ohne Abschied fort, um ihr den Schmerz der schweren Stunde zu ersparen; und die Söhne hatten darunter geschrieben: „Leb wohl, Mutter!"

Sie eilte zum Kai hinunter und blickte über den Hafen hinaus auf die blaue Fläche des Meeres; aber sie konnte nur noch die Masten und geblähten Segel der „Johanna" sehen, keine menschlichen Gestalten. „Ich habe sie hinausgeschickt, ich!" rief sie verzweifelt und brach in Tränen aus. Der Anblick des mit Kreide geschriebenen „Leb wohl!" zu Hause brach ihr beinahe das Herz. Aber als sie dann den Laden wieder betrat und nach Emilys Haus hinüberblickte, erhellte ein Strahl des Triumphes ihr abgemagertes Gesicht bei dem Gedanken an ihre baldige Erlösung von der demütigenden Abhängigkeit.

Um Emily Lester Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so war ihre angebliche Gönnerschaft und Herablassung nichts anderes als ein Hirngespinst Johannas. Daß die Kaufmannsfrau sich in viel behaglicheren Verhältnissen befand als ihre ehemalige Freundin, konnte sie dieser nicht verbergen; aber wenn sie mit ihr zusammentraf — oft war das nicht der Fall — tat Emily alles, was in ihren Kräften stand, um den Unterschied der anderen nicht fühlbar zu machen.

Der erste Sommer verging, und Johanna erhielt sich kümmerlich durch den Laden, der nun aus kaum mehr als einem Fenster und einem Pult bestand. Emily Lester war tatsächlich ihre einzige große Kundin, und ihre Bereitwilligkeit, alles und jedes zu kaufen, ohne nach der Güte zu fragen, hatte für Johanna einen Stachel der Bitterkeit, denn es war das nachsichtige Handeln einer Gönnerin, um nicht zu sagen, einer Wohltäterin. Der lange, traurige Winter kam. Johanna hatte das Pult mit den Abschiedsworten gegen die Wand gedreht, denn sie konnte es nicht über sich bringen, die Schrift auszulöschen, und sie blickte oft mit tränenvollen Augen darauf. Emilys hübsche Söhne kamen zu den Weihnachtsferien nach Hause; es war die Rede davon, sie auf die Universität zu schicken; und immer noch lebte Johanna gleichsam mit angehaltenem Atem weiter, wie einer, der sich unter Wasser befindet. Nur noch ein Sommer war zu überstehen, und dann war die Frist um. Gegen Ende der Zeit kam Emily zu ihrer gewesenen Freundin. Sie hatte gehört, daß Johanna beginne, in Sorgen zu sein, denn seit einigen Monaten hatte sie von Mann und Söhnen keine Nachricht erhalten. Emilys Seidenkleid rauschte herausfordernd, als sie sich, auf Johannas fast stumme Einladung, durch die schmale Oeffnung des Verkaufspults zwängte, um in das hinter dem Laden liegende Zimmer zu gelangen.

„Du hast Glück in allem, und mir geht alles zum Unglück aus!" sagte Johanna.

„Warum sagst Du das?" versetzte Emily. „Sie sollen ja ein Vermögen mit zurückbringen, wie ich höre!"

„Ach, werden sie aber zurückkommen? Der Zweifel ist mehr, als ein Weib ertragen kann! Alle drei in einem Schiff — stell Dir das vor! Und ich habe seit Monaten nichts von ihnen gehört!"

„Die Zeit ist ja noch nicht um. Du solltest dem Unglück nicht auf halbem Weg entgegengehen."

„Nichts kann mich für die Qualen entschädigen, die ich jetzt erdulde!"

„Warum hast Du sie dann fortgehen lassen? Es ging Euch ja ganz gut."

„Ich habe sie f o r t g e s c h i c k t!" stieß Johanna hervor, sich heftig gegen Emily wendend. „Und ich will Dir sagen, warum. Ich konnt' es nicht ertragen, daß wir nur so schlecht und recht dahinleben sollten, während Du eine reiche Frau bist! So, jetzt weißt Du's, und kannst mich hassen, wenn Du willst!"

„Ich werde Dich niemals hassen, Johanna."

Und sie bewies das bald durch die Tat. Der Herbst ging zu Ende, und die Brigg hätte zurückgekehrt sein sollen; aber kein Schiff, das der „Johanna" glich, erschien in dem Kanal zwischen den Sandbänken. Es war nun wirklich an der Zeit, besorgt zu sein. Johanna Jolliffe saß vor dem Feuer, und jeder Windstoß verursachte ihr einen eisigen Schauer. Sie hatte die See stets gefürchtet und gehaßt; für sie war sie eine ruhelose, schlüpfrige, verräterische Bestie, die an dem Kummer der Weiber ihre Lust hatte. „Und doch," sagte sie sich, „sie m ü s s e n kommen!"

Seit Monaten schon war die Brigg fällig und immer noch war sie nicht eingetroffen.

Johanna sah und hörte immerfort Anzeichen ihrer Heimkehr. Auf dem Hügel hinter dem Hafen stehend, von wo man auf den offenen Kanal hinaussah, war sie überzeugt, daß der kleine Fleck am Horizont, der die endlose Linie des Wassers südwärts unterbrach, die Spitze des Hauptmastes der „Johanna" sei. Oder wenn sie, zu Hause sitzend, irgendeinen lauten Ruf von der Ecke her hörte, wo die Hauptstraße in den Kai mündete, sprang sie auf und rief: „Da sind sie!"

Aber sie waren es nicht. Ihr Laden war mittlerweile sozusagen leergegessen worden. In der Apathie, die aus ihrer Einsamkeit und ihrem Kummer erwuchs, hatte sie keinerlei Vorsorge getroffen, um ihre Vorräte zu erneuern, und so war auch der letzte Kunde ausgeblieben.

In dieser Not versuchte Emily Lester mit allen Mitteln, der unglücklichen Frau beizustehen. Aber sie erfuhr nur Zurückweisungen.

„Ich will Dich nicht! Ich kann es nicht ertragen, Dich zu sehen!" keuchte Johanna heiser, wenn Emily zu ihr kam und ihren Beistand anbot.

„Aber ich will Dir helfen und Dich trösten, Johanna!" sagte Emily.

„Du bist eine reiche Frau, die einen Mann und schöne Söhne hat. Was willst Du von einem verlassenen Bettelweib wie ich!"

„Höre, was ich von Dir will, Johanna. Ich will, daß Du zu mir in mein Haus kommst und nicht länger an diesem traurigen Orte alleinbleibst."

„Und wenn sie nun kommen und mich nicht finden? Du willst mich von den Meinigen trennen! Nein, nein, ich bleibe hier. Ich mag Dich nicht, und ich kann Dir nicht dankbar sein, was immer Du mir auch Gutes tun magst!"

Mit der Zeit war jedoch Johanna nicht mehr imstande, den Mietzins für Laden und Wohnung zu bezahlen. Man sagte ihr, daß alle Hoffnung auf die Wiederkehr Schadrachs und seiner Söhne vergeblich sei, und so willigte sie endlich widerstrebend ein, das ihr von Emily Lester angebotene Asyl anzunehmen. Es wurde ihr ein eigenes Zimmer im zweiten Stock eingeräumt, und sie kam und ging nach Gefallen, ohne mit der Familie in Berührung zu kommen. Ihr Haar wurde grau und dann weiß, tiefe Furchen gruben sich in ihre Stirn, ihre Gestalt wurde hager und gebeugt. Aber immer noch erwartete sie die Heimkehr der Verlorenen, und wenn sie Emily auf der Treppe begegnete, sagte sie finster zu ihr: „Ich weiß, warum Du mich hierher gebracht hast. Sie werden zurückkommen und werden mich nicht zu Hause finden, und werden enttäuscht wieder fortgehen. Dann wirst Du gerächt sein dafür, daß ich Dir Schadrach damals weggenommen habe!"

Emily Lester ertrug ohne Widerspruch diese Vorwürfe der unglücklichen Frau. Sie war überzeugt — alle Leute von Havenpool waren überzeugt —, daß Schadrach und seine Söhne nie mehr zurückkommen würden. Seit Jahren wurde das Schiff als verloren betrachtet. Dennoch, wenn Johanna in der Nacht ein Geräusch hörte, erhob sie sich und blickte hinaus auf die von der flackernden Laterne schwach erhellte Straße und den Laden gegenüber, um zu sehen, ob sie es nicht wären.

Es war eine finstere, nasse Dezembernacht, sechs Jahre nach der Abfahrt der Brigg „Johanna". Der Wind kam von der See und brachte einen fischigen Nebel mit, der sich einem ans Gesicht legte wie nasser Flanell. Es mochte zwischen ein und zwei Uhr sein, als Johanna plötzlich auffuhr. Sie hatte zweifellos Schritte auf der Straße gehört und die Stimmen Schadrachs und ihrer Söhne, die an dem Laden gegenüber klopften. Sie sprang aus dem Bett, und fast ohne zu wissen, was für Kleider sie hastig überwarf, eilte sie die breite, teppichbelegte Treppe hinunter, stellte ihre Kerze auf den Tisch im Vorhaus, schob die Riegel der Haustür zurück und trat auf die Straße hinaus. Der Nebel, der vom Kai herauf durch die Straße zog, hinderte sie, den Laden zu sehen, obgleich er so nahe war; aber in einem Augenblick war sie drüben. Was war das? Niemand war zu erblicken. Die arme Frau eilte mit bloßen Füßen die Straße hinauf und hinab — alles war öde und still. Sie kehrte zurück und pochte heftig an die Tür, die einst die ihrige war: sie mochten bis morgen früh hier Obdach gesucht haben, um sie nicht mitten in der Nacht zu stören. Es vergingen einige Minuten, bis der junge Mann, dem der Laden jetzt gehörte, oben ein Fenster öffnete und die gespenstische Gestalt der halbangekleideten Frau auf der Straße stehen sah.

„Ist jemand gekommen?" fragte die Gestalt.

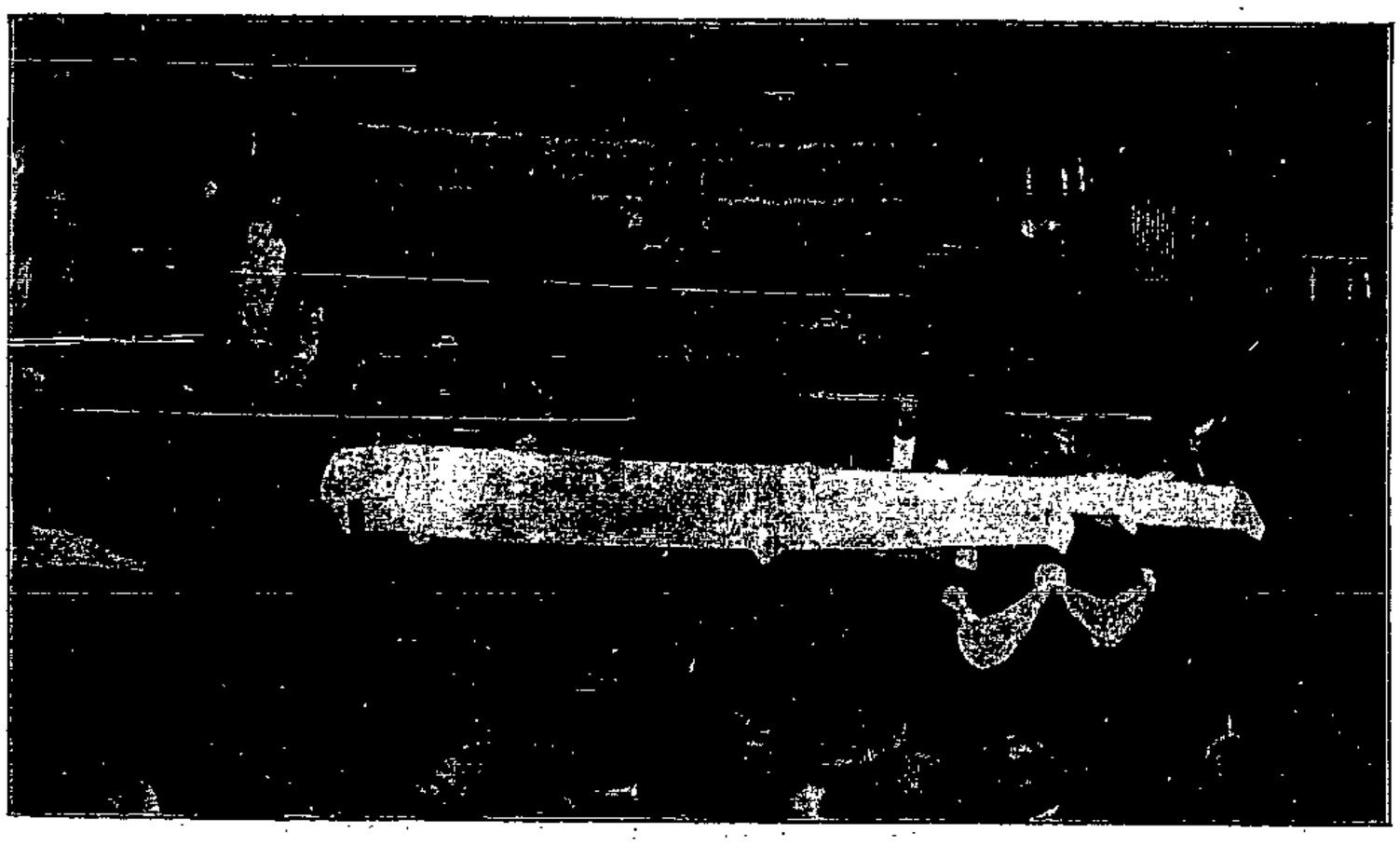
„O, Frau Jolliffe, sind Sie das?" sagte der junge Mann in freundlichem Tone, denn er wußte, wie sehr sie unter der Herrschaft ihrer hoffnungslosen Erwartung stand. „Nein, niemand ist gekommen."

Feuilleton.

Bühnenneuerungen. Wenn man die Entwicklung der Bühnenszenerie vom antiken bis zum modernen Theater verfolgt, so bemerkt man, wie die Anschauungen über das Bühnenbild mehr als einmal von einem Gegensatz zum anderen gewechselt haben. Das alte Theater, das den Schauplatz inmitten des Amphitheaters hatte, kannte keine eigentliche Bühne in unserem Sinne; erst später ward das Proskenion, ein Bau, der in einem Kreisausschnitt des Theatron stand, mit zum Schauplatz der Handlung hinzugezogen. Das italienische Theater hob das Proskenion immer mehr zum Schauplatz der Handlung empor, bis schließlich auch der Zuschauerraum seine Gestalt veränderte, sich in verschieden bewertete Rangplätze gliederte, und die Handlung von da, wo sich heute das Parkett befindet, ganz nach dem Platz an der Stirnseite des Raumes gedrängt wird. Im deutschen Mittelalter entsteht dann der Begriff der Bühne, d. h. Boden, und englische Vorbilder wirkten weiter bestimmend ein. Wenn die deutsche Bühne im Anfang auch nur sehr dürftige Bühnenbilder zuließ, so war doch die Möglichkeit für die Architekten und Maler der Barockzeit gegeben, das Bühnenbild bis zum Raffinement zu entwickeln, so daß oftmals das Bild die Hauptsache werden mußte, die dramatische Handlung fast nur Beiwerk sein konnte. Diese Ueberwucherung des rein Dekorativen ist vielfach bekämpft worden; man hat versucht, die Shakespeare-Bühne, d. h. ein Bühnenbild ohne jede oder mit ganz gesucht einfacher Dekoration wieder zum Leben zu erwecken. Zu gleicher Zeit aber entwickelte sich die Mechanisierung der Bühnenszenerie immer mehr, es entstand die Drehbühne, ein kreisrunder, drehbarer Eisenbau, der mit je einem Segment seiner Kreisfläche vor die Bühnenöffnung gerückt wird, während nebenan auf dem benachbarten Kreissegment schon die Szenerie des nächsten Aktes aufgebaut ist oder während des Aktes aufgebaut wird. An der Technik des Bühnenbildes, namentlich bei Darstellung von Räumen brachte die Drehbühne notwendigerweise eine Aenderung mit, nämlich, daß die Wände des Raumes wirkliche Wände, nicht nur gegeneinander gesetzte Kulissen sein konnten, wie es an der festen Bühne meistens notwendig war. Aber bei der offenen, der landschaftlichen Szene mußte man sich auch an der Drehbühne jener Kulissen und Bögen bedienen, die das perspektivische Bild aus fünf bis acht hintereinandergestellten Teilansichten herstellen. Im Hintergrund hing eine Leinwand, auf der der Himmel und die Ferne gemalt war; der Zenith konnte nicht anders dargestellt werden, als durch die Sofitten und hier ward das Unzulängliche am deutlichsten offenbar. So ist es in der Regel ja noch heute. Auch das Asphaleiasystem, das System einer Wiener Gesellschaft, die zunächst Reformen des Bühnenwesens zur Verminderung der Feuersgefahr herbeiführen wollte, konnte jenen szenischen Mangel nicht aufheben. Die Asphaleiagesellschaft konstruierte den sogenannten drehbaren Horizont, eine Leinwand ohne Ende, die oben an Rollen aufgehängt und mit den verschiedenen Luftstimmungen bemalt, die rechte, hintere und die linke Seite der Bühne umspannte und nur bis auf Mannsgröße herunter reichte, damit die Darsteller Bewegungsfreiheit hatten. Die verlangte Luftstimmung wurde bei der Aufführung vor das Bühnenbild gerückt und es war dadurch auch möglich, vor offener Szene den Himmel zu verändern.

Jetzt scheint sich aber eine Neuerung durchsetzen zu wollen, die alle diese Mängel beseitigt, ohne doch das Bühnenbild noch mehr mit Dekorationen und Mechanismen zu belasten. Diese Neuerung macht es möglich, daß die künstlerisch begründete Einschränkung an Dekorationsmitteln nicht mit einer technischen Zurückschraubung bezahlt werden muß. Sie besteht einfach darin, daß die Wände des Bühnenraumes selbst den Hintergrund zu bilden haben und daß die Färbung dieses Hintergrundes nicht durch den Maler geschieht, sondern durch die Projektion farbigen Lichtes, das durch vorgezogene Buntscheiben auch auf das feinste nuanciert und sogar teilweise abgestimmt werden kann, indem man das Licht durch von unten her wirkende farbige Beleuchtung mischt. Es soll sogar möglich sein, bewegliche Lufterscheinungen, Wolken, Blitze, Sonnenaufgang und -untergang usw. nur mittels dieser Lichtprojektion zu erzielen. An einer Bühne, an der diese Neuerung bereits gemacht ist, hat man sogar den gestirnten Nachthimmel darzustellen vermocht, allerdings, indem in die Bühnenwand kleine elektrische Glühlampen ganz plan in den Mörtel eingelassen sind. Die Bühnenwand muß reinweiß matt gestrichen sein und durch farbiges Licht kann nun diese weiße Farbe auch in tiefes Blau getaucht werden.

Im Postzimmer des Dresdener Gewerkschaftskongresses.



Dresdener Gewerkschaftskongreß: Legien spricht.

Nur darf man nicht erwarten, daß sich diese Bühnenneuerung überall durchsetzen kann. Sie bedeutet eine umwälzende Neuerung und macht zum großen Teil den Schnürboden, jenen hohen, den Zuschauerraum weitüberragenden Turm überflüssig. Der Bühnenraum muß nämlich oben geschlossen sein. Er stellt sich wie eine große Muschel dar, mit überall runden Wandungen, vor die nun die Dekorationen in der Regel nicht gehängt, sondern gestellt werden. Die Lichtprojektion geschieht von dem Scheitelpunkt des Muschelgewölbes aus, das Licht gleitet gleichsam an den gebogenen Wänden der Muschel abwärts, sie in zarte Uebergänge verschiedener Farben tauchend. h. g.

Hamburgs Obsthandel. Hamburgs Bedeutung als Weltstapelplatz bedingt, daß hier der Obstimport auch größere Dimensionen annimmt, als an irgendeinem anderen Orte des Kontinents. Bestimmte Hafenanlagen und Lagerhäuser tragen in ihrer Anlage diesem Handelszweig direkt Rechnung. Abgesondert von anderen Waren wird hier das Obst behandelt. Aus den Vereinigten Staaten kommen, in Fässern und Kisten verpackt, während der Wintermonate größere Mengen frischer Aepfel an. Auch Australien liefert seit einigen Jahren Obst aber nur erste Qualität, das in der Zeit vom Mai bis Juli eintrifft und gute Aufnahme findet. Amerika dagegen bringt auch große Mengen billigerer Ware auf den Markt. Für die Untersuchung dieses frischen Obstes auf Obstbaumschädlinge hin ist an den Fruchtschuppen eine besondere Station für Pflanzenschutz eingerichtet. Getrocknetes Obst kommt außer aus Amerika von den verschiedenen Mittelmeerländern. Neuerdings werden selbst frische Feigen aus Frankreich eingeführt. Die ersten Weintrauben kommen im Juli aus Italien; im August und September liefern auch Frankreich und Algier. Vom September bis November erscheinen dann die billigen spanischen Trauben. Die Apfelsineneinfuhr dauert bis zu sieben Monaten. Spanien, Italien und neuerdings auch Palästina sind die Hauptlieferanten; diese Früchte kommen in Lattengestellen (aus Spanien) und in geschlossenen Kisten (aus Italien) an. Wesentlich gestiegen ist in den letzten Jahren die Bananeneinfuhr von den Kanarischen Inseln; auch die Einfuhr der Ananas von den Azoren nimmt zu. Kokosnüsse liefert Indien. Weiter sieht man hier Mandeln, Hasel- und Walnüsse, Paranüsse und anderes mehr. Nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der eintreffenden Obstmengen verbleibt in der Riesenstadt, das meiste geht ins Inland, zum Teil auch wieder ins Ausland. h. h.

Amerikanischer Motortriebwagen. Man hat im Bahnbetrieb öfters Gelegenheit, an solchen Stationen, wo weniger verkehrsreiche Bahnlinien einmünden, die Motortriebwagen in Tätigkeit zu sehen. Mehr und mehr haben sie sich als praktisches Verkehrsmittel auf in- und ausländischen Eisenbahnen Eingang verschafft, auch im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten, wo sie in der einen Spezialkonstruktion ein echt amerikanisches Aussehen annahmen. Ein solcher Motorwagen ist einem D-Zugwagen ähnlich gebaut und ruht ebenfalls auf zwei Drehgestellen mit je vier Rädern, der Kastenoberbau aber besteht aus Stahlblech und Eisen und ist in der Mitte, wo die Aufgangstüren angeordnet sind, etwas tiefgezogen. Der hintere, größte Teil des Wagenraumes enthält die Personenabteile, die auf jeder Seite eine Reihe ovaler Fenster besitzen. Der vorderste, kleinere Wagenraum, dessen Wandungen zu einer scharfen, senkrechten Kante vorn spitz zusammenlaufen, bildet das Führer- und Maschinenabteil, wo im Innern ein stehender, sechszylindriger Gasolinmotor arbeitet. Die Fenster dieses Raumes sind größer und, weil sie bis nahe an die Kante reichen, gleichzeitig nach vorn gerichtet. Das Fahrzeug saust mit einer Geschwindigkeit von 95 Kilometer pro Stunde dahin. Der Motor, ein mehr kompakter Typ seiner Art, leistet dazu bei 350 minutlichen Umdrehungen 200 Pferdestärken, seine Rotation wird mittels Kunstgetriebes, ähnlich wie bei Automobilen, auf die Radachsen übertragen. kh.

Büchereinlauf. Als fünfte Buchausgabe zur Zeitschrift „Natur", dem Organ der Deutschen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft, hat Dr. Karl Steyer soeben ein lesenswertes, reich illustriertes Büchlein „Die Natur am Meeresstrande" herausgebracht (Pr. brosch. 1 Mk.; geb. 1,60 Mk.), das sich namentlich mit den Gesteinen und Pflanzenarten der Nord- und Ostseeküste beschäftigt, aber auch die Tierwelt dieser Gebiete ausführlich und volkstümlich schildernd behandelt.

Nachdruck des Inhalts verboten!
Verantwortl. Redakteur: L. Salomon-Lessen, Berlin (Niederschönhausen). — Verlag: Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auer & Co., Hamburg.
Druck: Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW. 68.